

# Arthur Landsberger

## Ein Grenzerlebnis

Jede Grenzkontrolle ist mir zuwider. Frauen haben dafür eine Leidenschaft. Und es bereitet ihnen ein sadistisches Vergnügen, die Grenzwächter zu betrügen. Ich aber liebe meine Ruhe und lasse mich nicht gerne anschreien, ohne das Recht zu haben, wieder zu schreien. Daher schmuggle ich nie und stecke mir, wenn ich über die Grenze fahre, höchstens ein paar Importen in die Tasche.

Nicht alle verfahren so. Und ich habe die Erfahrung gemacht, daß gerade die Ganzschlaun am häufigsten hineinschliddern. Der Krieg hat zwar findig gemacht, und wenn die Grenzzoffiziere aus der Schule plaudern dürfen, würde man darüber staunen, auf was alles die Frau verfällt, wenn es gilt, den Mann – und sei es auch nur der Grenzzoffizier – zu betrügen. Ich entsinne mich eines Falls, der sich im Februar 1918 am Bodensee ereignete. Ich fuhr von München nach Bern und unterhielt mich in Lindau mit dem mir bekannten Grenzzoffizier.

»Heute ist mir für das Einuhrschiff eine Dame, die nach Berlin fährt, als dringend verdächtig avisiert. Ich bin begierig.«

Ich durfte der notpeinlichen Untersuchung, soweit sie nicht in der Entkleidungszelle von einer der Beamtinnen vorgenommen wurde, beiwohnen. Die sehr elegante und sehr hübsche junge Dame war bereits in einer Wanne chemisch entwickelt worden, ohne daß auf ihrem Körper verdächtige Schriften zum Vorschein gekommen wären. Jede Strähne ihres schönen blonden Haares war auf das sorgfältigste befühlt, das Seidenfutter jedes Rocks geöffnet, das Korsett auseinandergenommen, der Hut in seine ursprünglichen Bestandteile zerlegt, die kleinen Wildlederschuhe durchleuchtet und beklopft worden. Aber weder in den Koffern, noch an und in ihr war auch nur das geringste zu entdecken.

Ich bin ein guter Patriot, aber ich muß gestehen: ich war zufrieden. Zu sehen, wie diese reizvolle Frau, die noch so vielen Männern Freude bereiten konnte, von verständnislosen Allgäuer Bauernjungen zum Erschießen nach Freiburg geschleppt wurde, war eine Vorstellung, gegen die sich mein Gefühl sträubte.

»Sie haben viel Mühe auf mich verwandt«, sagte sie triumphierend zu dem Offizier und drückte den kleinen Griffon Bruxellois, der mit spöttischen Augen aus ihrer Zobelmuffe hervorglotzte, an sich.

Der Offizier zog die Schultern hoch und erwiderte höflich:

»Pflicht, Gnädige!«

Sie streifte eben die grauen Schweden über die weißen Hände.

»Sie erlauben, daß ich Ihnen die Muffe halte«, sagte der Offizier.

»Danke!« erwiderte sie schnell und zog die Muffe mit einer Entschiedenheit an sich, die uns beiden auffiel.

Aber da ich Zeuge gewesen war, mit welcher Gewissenhaftigkeit man zuvor auch die Muffe förmlich sezirt hatte, so legte ich dem Vorgang keine Bedeutung bei.

Anders mein Offizier.

»Dann muß ich Sie bitten,« sagte er ziemlich energisch, »mir die Muffe auf ein paar Augenblicke zu überlassen.«

Sie zog hastig den Griffon heraus und reichte ihm die Muffe.

Der Offizier schüttelte den Kopf und sagte:

»Den Hund auch!«

»Nein!« erwiderte sie lebhaft, »von dem trenne ich mich nicht. Ich habe ein tierärztliches Attest...«

»Das interessiert nur drüben beim Eintritt in die Schweiz.«

»Nun also!«

»Mein Interesse geht tiefer.«

Und im selben Augenblicke hatte er ihr den Hund auch schon aus dem Arm genommen.

»Mon petit Joujou!« jammerte die Dame und verlor die Farbe.

Der Offizier flüsterte einem Beamten etwas zu, gab mir ein Zeichen, ihm zu folgen und ging mit dem Hund in einen kleinen Raum, der seitwärts lag. –

Ich folgte ihm und schloß hinter mir die Tür.

Eine Beamtin kam ins Zimmer.

»Haben Sie diesen Hund untersucht?« fragte er, und sie erwiderte:

»Gründlichst.«

»Und Ihnen ist nichts aufgefallen?«

»Nein.«

Der Offizier wandte sich an mich:

»Nun, Herr Doktor, was meinen Sie?«

Ich betrachtete und befühlte den Hund und schüttelte den Kopf.

»Ist der Blick nicht sonderbar?« fragte der Offizier.

»Er glotzt«, erwiderte ich.

»Auf dem rechten Auge besonders.«

»Allerdings.«

»Die Pupille steht sogar still.«

»Sonderbar!«

»Durchaus nicht, denn wie sollte sie sich bewegen, da es ein Glasauge ist.«

»Nein!« entfuhr es mir.

»Doch!« erwiderte der Offizier, ergriff meine Hand und ließ mich mit dem Zeigefinger über das Auge fahren.

Ich überzeugte mich und hatte dabei nur den Gedanken, den ich auch aussprach:

»Wie kunstvoll ist das gemacht!«

»Kunstvoller noch, als Sie glauben«, meinte er und forderte die Beamtin auf, die Augenlider des Tieres auseinanderzuspreizen. Er selbst zog aus einem Futteral eine Pinzette, setzte sie an und nahm mit einer Geschicklichkeit, die ich bestaunte, das Auge heraus.

Ein triumphierendes Lächeln glitt über sein Gesicht. Noch einmal setzte er die Pinzette an und zog aus der leeren Augenhöhle ein kleines rundes Papierkügelchen heraus.

»Da sehen Sie!« sagte er und hielt es mir vor das Gesicht. »Was glauben Sie, was das ist?«

»Unglaublich!« sagte ich und empfand vor ihm einen Respekt, zugleich aber Mitleid mit der schönen Frau, deren Todesurteil mir mit dieser Entdeckung besiegelt schien.

Mit großer Fingerfertigkeit entwickelte der Offizier das kleine Kügelchen, das aus feinstem Seidenpapier war und aufgerollt die Größe einer Postkarte hatte.

»Es steht ja nichts drauf!« rief ich erleichtert.

Er lachte, ging an einen Schrank, entnahm ihm eine Flüssigkeit, die nach Essig roch, strich damit über das Papier – und nach wenigen Augenblicken entwickelten sich auf beiden Seiten der Karte Schriftzeichen, die für uns natürlich unverständlich und nur durch einen Schlüssel zu lösen waren.

Der Offizier ließ die Dame ins Zimmer führen. Mit einem Blick übersah sie die Situation.

Sie verzog keine Miene. Aber als sie den kleinen Griffon mit dem toten Auge sah, sank sie auf einen Stuhl und rief bekümmert:

»Pauvre Joujou! Was wird nun aus dir?«

»Seien Sie unbesorgt, Madame,« beruhigte sie der Offizier höflich, »das Tier wird es bei meiner Frau gut haben. Wir werden nie vergessen, daß seine Herrin eine Heldin war, die für ihr Land ihr Leben geopfert hat.«

Die schöne Frau stand auf. Sie schien völlig beruhigt, trat auf den Offizier zu und drückte ihm dankbar die Hand. Dann nahm sie zärtlich Abschied von Joujou, warf stolz den Kopf zurück und ließ sich von dem Beamten abführen.

Ich stand noch lange in Gedanken, versäumte mein Schiff und werde noch heute, wenn ich an den Vorgang denke, ein Gefühl der Scham nicht los.

Eine Stunde später stieg ich in den Schlafwagen, der mich über X... nach Y... führen sollte. Ich wußte, ich würde unter dem Eindruck des Erlebten kein Auge schließen und griff daher nach den Veronaltabletten, die ich für alle Fälle stets bei mir führte. In meinem Abteil hatte sich bereits ein wenig Vertrauen erweckender Herr häuslich eingerichtet.

»Sind Sie mein Opfer?« empfing er mich, als ich in die Tür trat. Und auf mein erstauntes Gesicht hin fuhr er fort: »Ich würde nicht für tausend Franken da oben schlafen.«

Jetzt erst wußte ich, daß ich das Oberbett hatte. Ich ließ mich auf keine Unterhaltung ein, spürte bald, daß das Veronal wirkte, zog mir Rock und Schuhe aus und legte mich schlafen.

Nachts wachte ich auf, wurde aber nicht munter, doch war es mir, als wenn laut verhandelt würde. Ich hörte auch das Wort »Schieber«, und da das nicht mir, sondern nur dem Herrn unter mir gelten konnte, so glaubte ich, keinen Grund zu haben, mich an der Unterhaltung zu beteiligen. Ich zog also meinen Plaid hoch, schloß die Augen und schlief wieder ein.

Eine halbe Stunde vor Y... weckte mich der Schaffner. Mein nächtlicher Gefährte war schon aufgestanden und rief mir vom Flur aus: »Guten Morgen!« zu. Ich kletterte von meinem Lager herunter, brachte meine Garderobe in Ordnung und war gerade fertig, als der Zug in Y... einfuhr.

Sämtliche Reisenden hatten sich hier einer Paß- und Koffervisitation zu unterziehen. Auf meine erstaunte Frage: »Weshalb und seit wann?« erhielt ich zur Antwort: »Mein Herr, wir führen Krieg.«

»Das habe ich in den vier Jahren auch schon bemerkt«, erwiderte ich, stand aber gleich darauf in einer kleinen Zelle vier streng forschenden Augen gegenüber, die meinen Paß prüften und eine Reihe sinnloser Fragen an mich richteten.

»Denen wird niemand ins Garn gehen«, dachte ich gerade, als der eine von ihnen in meine Tasche fuhr und triumphierend einen dicken Stoß von Papieren daraus hervorzog.

»Warum haben Sie erklärt, Sie hätten keine Briefschaften bei sich?« fragte er drohend.

»Ich war in dem Glauben...« erwiderte ich betroffen, sah die Papiere in seiner Hand und fragte: »Darf ich mal nachsehen?«

»Nein!« sagte er kurz und reichte sie einem höheren Beamten, der bisher an einem Pult gestanden hatte, nun aber mit wichtiger Miene an uns herangetreten war. Er warf einen Blick in die Papiere und sagte: »Da hätten wir ja wieder einmal so einen Halunken!«

»Erlauben Sie mal!« fuhr ich ihn an.

»Sie schmuggeln Platin und Salvarsan und verkaufen es an unsere Feinde. Das ist Hochverrat, darauf steht Todesstrafe!«

»Ich weiß nicht mal, wie Salvarsan aussieht«, versicherte ich.

»Das ist denn doch eine Dreistigkeit!« erwiderte der Beamte und hielt mir die Papiere vor das Gesicht. »Die Namen sind natürlich fingiert. Aber wir kennen das.«

»Die Papiere gehören mir nicht!« erklärte ich mit großer Bestimmtheit.

»Halten Sie uns wirklich für so dumm, daß wir Ihnen das glauben?«

»Wie soll ich es Ihnen denn beweisen?« fragte ich ratlos.

»Geben Sie sich keine Mühe! Sie kommen vor ein Kriegsgericht, und auf Grund dieses Materials sind Sie überführt. Jede Beweisaufnahme erübrigt sich.«

»Man muß doch die Möglichkeit haben, sich zu verteidigen.«

»Bei dem Tatbestand?« erwiderte er und hielt mir abermals die Papiere vor das Gesicht.

»Sie könnten höchstens behaupten, irgendwer habe Ihnen ohne Ihr Wissen die Papiere zugesteckt.«

»Allerdings, das behaupte ich!«

»Wenn Sie ein deutsches Kriegsgericht für so dumm halten, daß es Ihnen das glaubt, können Sie mir leid tun.«

Ich überlegte einen Augenblick und sah das ein. Meine Situation war bedenklich. Eins war mir klar: mit der Wahrheit kam ich hier nicht weiter. Sprach ich meine Vermutungen aus, so redete ich mich damit um Hals und Kragen. Ich verlegte mich also aufs Lügen.

»Geben Sie mir die Papiere wieder!« bat ich mit der harmlosesten Miene von der Welt. »Ich brauche sie.«

Der Beamte sah mich verdutzt an. »Ich bin Schriftsteller«, fuhr ich fort und nannte meinen Namen. Der Beamte, der zuvor meinen Paß geprüft hatte, bestätigte es.

»Sind Sie etwa der Verfasser von diesem Blödsinn... ä... ä bekannten Buch ‚Flora Krähahn‘?«

»Allerdings!« bestätigte ich. »Und ich bin jetzt dabei einen großen Schieberroman zu schreiben, für den ich mir diese Aufzeichnungen da gemacht habe.«

Die drei Beamten sperrten die Mäuler weit auf und sagten: »Aach!«

»Das ist auch der Grund, aus dem ich so oft zwischen Deutschland und der Schweiz hin und her reise«, sagte ich. »Um Studien für mein Buch zu machen.«

Einer der Beamten nickte, und da es der Vorgesetzte war, so nickten gleich darauf auch die andern. Ich tat geheimnisvoll, bat sie zur Seite und

erzählte ihnen flüsternd von dem Vorgang in Lindau, von dem sie telephonisch bereits andeutungsweise unterrichtet waren.

Wie Kollegen sprachen wir jetzt miteinander. Unter Entschuldigungen erhielt ich die Papiere, die ich nie besessen hatte, zurück und versprach dem Chef das erste Exemplar des Buches mit eigenhändiger Widmung.

Nach einem Händedruck mit dem Vorgesetzten und unter Verbeugungen der übrigen Beamten verließ ich das Untersuchungszimmer.

Als ich auf dem Platz vor dem Bahnhof stand, war mein erster Gedanke: »Wo ist mein Schlafwagengenosse?«

Ich rechnete damit, daß er irgendwo in der Nähe stehen und auf mich warten werde. Mir lag daran, ihm möglichst unter Menschen zu begegnen. Ich blieb also unmittelbar vor dem Bahnhofsgebäude stehen, nahm ein Zeitungsblatt, stellte mich lesend und hielt Ausschau.

Richtig! Da stand er hinter einem der breiten Pfeiler und ließ kein Auge von mir.

Offenbar gefiel ihm mein Standort nicht. Aber ich konnte ihn zwingen.

»He! Auto!« rief ich so laut, daß er es hören mußte und stürzte auf einen Wagen zu, obschon ich wußte, daß es besetzt war.

Wie der Blitz flitzte der Halunke hinter dem Pfeiler hervor.

»Hallo!« rief er von weitem und schwenkte den Schirm. Ich blieb stehen und wandte mich um. »Was ist?« fragte ich arglos.

»Verzeihung?!« sagte er und tat bestürzt. »Sie sind doch mit mir im Schlafwagen gefahren?«

»Allerdings!« erwiderte ich und machte mich bereit, zuzupacken.

»Dann greifen Sie doch bitte mal in Ihre Tasche! Ich muß aus Versehen meine Papiere statt in meinen in Ihren Rock gesteckt haben.«

»Aus Versehen?« erwiderte ich. »Sollte das nicht Absicht gewesen sein? Es war am Ende auf die Art gefahrloser.«

Im selben Augenblick packte ich ihn am Genick und stieß ihn in die Bahnhofshalle zurück. Ein Bahnbeamter war mir behilflich. Gleich darauf standen wir wieder vor den Beamten.

Ich lieferte die Papiere ab und klärte den Tatbestand auf.

»Dieser Halunke hat sich in raffinierter Weise gegen die Eventualität einer Körpervisitation gesichert. Da Sie erklärten, daß mir kein Kriegsgericht der Welt den wahren Tatbestand glauben würde, so habe ich zur Lüge gegriffen. – Da haben Sie ihn, den Schwerverbrecher!«

Die Beamten, denen alles einging, nur nicht, daß sie sich geirrt haben könnten, standen verdutzt.

»Herr Doktor!« sagte der Vorgesetzte, »halten Sie uns auch nicht zum Narren?« Auf dies Stichwort hin setzte der Gauner ein und fing laut an zu lachen. Ich sah ihn groß an.

»Du kannst dich aber verstellen, Artur«, sagte er laut und hielt sich den Bauch vor Lachen.

»Die Herren hier aber haben gewiß Besseres zu tun, als auf deine Späße hereinzufallen.«

Der Vorgesetzte lächelte überlegen, schüttelte den Kopf und sagte: »Uns legt man so leicht nicht hinein. Wir haben Ihrem Freund etwas stark auf den Zahn gefühlt und nun revanchiert er sich.« Mir war das zu bunt. Ich tobte.

Der Vorgesetzte verbat sich das. Erst höflich; und, als ich immer lauter wurde, sehr entschieden. Der Halunke ließ sich die Papiere geben, ging zur Tür und suchte mich mit sich herauszuziehen. Und auch der Vorgesetzte sagte: »Verlassen Sie jetzt das Amtszimmer, Herr Doktor, oder ich muß zu anderen Mitteln greifen.«

»Idiot!« rief ich ihm zu und stürzte dem Verbrecher nach. Er war längst über alle Berge.

Acht Wochen darauf wurde ich wegen Beamtenbeleidigung zu hundert Mark Geldstrafe verurteilt.

**Aus: ARTUR LANDSBERGER:  
Was die Nacht mir zuträgt.  
Vierzehn Abenteuer.** München:  
Thespis-Verlag, 1920.